

## Notiz aus dem Dschungel

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck

**B**ei Vollmond ist es nicht weit her mit der Bettruhe bei Schimpansen. Nach Einbruch der Dunkelheit rufen sie noch lange und laut. Wundervoll, so um den Schlaf gebracht zu werden.

Manchmal denke ich, die Menschenaffen wollen sich bei mir beschweren, daß wir an einem ihrer Lieblingsorte eine Forschungsstation errichtet haben. Meine Entschuldigung: Seit wir im Wald von Gashaka, einer der letzten großen Wildnisse Westafrikas, Affen und Menschenaffen erforschen, leben die Tiere sicherer. Denn unberührte Natur gibt es heutzutage eigentlich nicht mehr. Deshalb wird, wer verantwortlich Naturwissenschaft betreiben will, automatisch zum Naturschützer. Die Schimpansen von Gashaka zählen zur seltensten und bedrohtesten Unterart unserer allernächsten Verwandten, umlagert von Wilddieben, Rinderhirten und Waldvernichtern. Nur hier haben sie wohl eine langfristige Chance auf Fortbestand. Für einen Evolutionsbiologen wie mich sind Primaten Informanten über die Geschichte der Menschheit: die Millionen Jahre alte Story, die wir mit anderen Kreaturen teilen. Evolution verbindet uns mit allen anderen Lebewesen, auf Gedeih und Verderb. Nur dank einer über Urzeiten gewachsenen Kultur – einschließlich Werkzeuggebrauch und Naturmedizin – können die Menschenaffen in diesem Dschungel am Rande der Savanne überleben. Werden sie ausgerottet, verliert unser Planet deshalb nicht allein Biodiversität, sondern zugleich kulturelle Vielfalt. Meine Erzählung ist somit nicht nur als persönliche Saga angelegt, sondern will zugleich grüne Kampfschrift für den Erhalt der Wildnis sein und Zeugnis des faszinierenden Abenteuers Wissenschaft. Hoffentlich mobilisiert mein Bericht neue Kräfte, sich dem Erhalt letzter Inseln von wilder Natur zu verschreiben.

Es ist frühmorgens um sieben. Die Schimpansen lärmten vor meinem Fenster. Welch guter Morgen.

*Gashaka/Nigeria, im März 2007*



*Im Paradies der Primaten*

Die Gamgam ist zu hoch. Noch vor einigen Tagen wäre einem das Wasser nur bis zur Brust gegangen, und wir hätten den Fluß zu Fuß durchqueren können. Jetzt, nach den ersten Wolkenbrüchen der Regenzeit, wälzen sich träge braune Fluten von den Wäldern des Hochlands ins Tal.

Zum Glück gibt es eine Fähre. Der Fährmann ist splitterfasernackt, was sich dadurch erklärt, daß er lediglich ein Fährjunge ist. Und mit zehn Jahren ist die Schamschwelle noch nicht erreicht. Trotz seiner Jugend kann er den Einbaum perfekt steuern und schippert die Leute von Gashaka zwischen ihrem Dorf und den Feldern jenseits des Flusses hin und her. Der Einbaum, zehn Meter lang, wurde mit Äxten grob ausgehöhlt und mit zunehmender Altersschwäche hier und da mit Blech geflickt. Durch den Boden sickert gleichwohl Wasser. So wird erst mal geschaufelt, mit alten Plastikemern. Die wurden ausrangiert, weil sie eingerissen sind und sich deshalb nicht mehr eignen für den Wassertransport vom Fluß bis hin zu den strohgedeckten Rundhütten und wellblechbedachten Lehmhäusern. Wir halten den Einbaum am Rand fest, pressen ihn an die Uferbank. Salamu steigt ein, nimmt die Rucksäcke in Empfang. Weil Pfützen auf dem Boden schwappen, hievt er das Gepäck auf die Sitzbretter, damit unsere Ausrüstung nicht naß wird. Hammaunde reicht mir die Hand, damit ich beim Einstieg nicht aus dem Gleichgewicht gerate. Er selbst hüpf behende über die Reling, setzt sich sogleich hin. Das senkt den Schwerpunkt ab und ist die beste Methode, die Balance zu halten. Der Fährjunge steht am kantigen Heck, preßt den Stakstock in den Grund und gondelt los. Mit kräftigen Stößen schiebt er den spitzen Bug flußaufwärts, gegen die Strömung. Ab der Flußmitte treibt der Einbaum dann alleine dem gegenüberliegenden Landeplatz

zu. Salamu und Hammaunde springen über Bord, halten erneut die Reling, während ich die Rucksäcke ans Trockene hebe. Ich öffne mein Portemonnaie. In dem steckt ein dickes Bündel, da es hier selbst für Pfennigbeträge Scheine gibt. Das Geld stinkt. Ich krame einen 10-Naira-Schein heraus, das entspricht etwa 15 Cent. Der Fährjunge strahlt über beide Wangen, weil er eigentlich für die Ehre arbeitet. Sein Adamskostüm hat jedoch keine Tasche, in die er das Trinkgeld stecken könnte, und der Einbaum läuft bereits wieder voll. So faltet er den Schein kurzerhand zusammen und klemmt ihn zwischen seine beiden anderen Backen – das mag die besondere Duftnote des Geldes erklären.

Sobald die Rucksäcke umgeschnallt sind, setzt sich unser Trio auf ausgetretenem Pfad in Marsch. Salamu trägt eine abgeschabte Khaki-Uniform, eine Mütze mit bizarren Ohrenklappen und schultert eine einläufige Flinte. Seine Füße stecken in blauen Plastikschuhen ohne Schnürsenkel. Eigentlich bräuchte er die Schuhe nicht, dermaßen ledrig unterfüttert ist die Hornhaut seiner Fußsohlen. Salamu war einst ein berüchtigter Wilddieb. Seit die umliegenden Wälder zum Nationalpark erklärt wurden, hat er sich zum Wildhüter bekehrt, vielleicht weniger aus Überzeugung, sondern weil es einfacher ist, sein Brot als Fährtenleser und Führer zu verdienen. Salamu spricht gebrochen Englisch, und deshalb radebrechen wir um die Wette. Das trifft auch für meine Kommunikation mit Hammaunde zu. Der wandert ebenfalls in grünlicher Hose und Hemd, aber in Flip-Flop-Sandalen. Im Hauptberuf bestellt er schmale Äcker und ist zudem Lehrling des erfahrenen Walddäufers Salamu. Hammaundes Rückenladung scheppert, samt Aluminiumtöpfen und Emailletassen, da er uns als Koch begleitet. Ich marschiere in grünem Hemd und Jeans, mit dicken Plastikflicken auf dem Gesäß; so kann ich im Feuchten sitzen, ohne einen nassen Hintern zu bekommen. Meine Füße sind mit Wanderschuhen der Marke Meindl umkleidet – bei denen ist die Sohle nicht angeklebt, sondern angenäht, weshalb sie Wind und Wetter länger trotzt.

Unterwegs sind wir, weil ich an der Universität London Evolutionsbiologie unterrichte und bei meinen Forschungen Primaten im Mittelpunkt stehen. In diesen entlegenen Winkel verschlägt es mich somit wegen des Affentheaters im umliegenden Dschungel. Insbesondere will ich mehr über die bei weitem seltenste Unterart der Schimpansen herausfinden: *Pan troglodytes vellerosus*, den Nigerianischen Schimpansen.

Den hat bisher kaum jemand zu Gesicht bekommen. Über sein Verhalten und die Zahl der Überlebenden ist sehr wenig bekannt. Doch wenn überhaupt, dann haben sie hier ihre sicherste Zuflucht.

Es geht vorbei an Mais- und Maniokfeldern, durch Savanne mit meterhohem Gras und weit verteilten, niedrigen Bäumen, durch schattige Galeriewälder, die beschauliche Flüsse säumen. Weil hier über ein halbes Jahr hinweg die Wolken des Atlantiks abregnen, wächst in der mosaikartigen Landschaft überdies hochkroniger Tieflandregenwald. Kaum sind wir unterwegs, wird mir klar, daß dies eines der wenigen Gebiete Westafrikas ist, in dem Primaten nicht nur überleben, sondern in Mengen vorkommen. Salamu deutet auf eine Baumgruppe; in einem Akazienhain hüpfte «Kirikaa» herum, wie Grüne Meerkatzen auf Hausa heißen, einer der Hauptsprachen der Gegend. Dann kommt uns «Gogo» in die Quere: eine Horde feister Paviane. Die Männchen bellen uns an. Bergan kreuzt ein Bach den Weg. Salamu weist uns an, still zu sein, setzt den Rucksack ab und signalisiert Hinhocken. In den Wipfeln, auf die Salamu schaut, kann ich trotz Fernglas nichts erkennen. Einfach verblüffend, wieviel schärfer Schwarzafrikaner sehen können – dank besonderer Augenpigmente. Für mich als sehbeschränkten Weißen ist nur ein heiseres «Ooorrrh-oorrrh-oorrrh» zu vernehmen. Nach etlichem Suchen und Fokussieren mache ich dort, wo das Röhren herkommt, weiße Quasten aus: die Schwanzenden von «Biri mai roro», «der Affe, der ruft». Wegen des Gesangs der Männchen heißt so der schwarzweiße Mantelaffe, der auch Guereza genannt wird. Ganz anders als die selbstbewußten Paviane sind diese Schönlinge stets scheu und nervös.

Salamu macht mich auf einen unspektakulären Haufen Steine am Wegrand aufmerksam, unscheinbares Zeichen dafür, daß wir nun den Nationalpark betreten. Nach anderthalb Stunden bergauf rächt es sich langsam, keinen eigenen Träger für meinen schweren Rucksack engagiert zu haben. Ich gerate aus der Puste, und weil die Sonne in einem Stück offener Landschaft kräftig brennt, wird mir schwindelig. Hammaunde bemerkt mein Dilemma und bietet an, mein Gepäck zusätzlich zum eigenen zu tragen. Die Offerte bereitet mir gemischte Gefühle. Hammaunde ist von kleinerer Statur, und man will ja nicht als Schwächling erscheinen. Die Erinnerung an Kolonialzeiten tut ihr übriges. Doch Stolz hin, Skrupel her: Schließlich siegt mein Pragmatismus. Ham-

maunde wechselt sich über die nächsten zwei Stunden mit Salamu ab. Der ist ebenfalls kleiner als ich, doch meine beiden Begleiter besitzen die Kräfte von Büffeln. Ich konzentriere mich derweil aufs Berufliche und erspähe dank freundlicher Fingerzeige von Salamu weitere Primaten. Aus dem Laubwerk lugen weiße Punkte hervor, die «Bakinbiri» verraten, eine Meerkatze, die wegen ihrer auffälligen Gesichtsfärbung «Große Weißnase» getauft wurde. Zudem vernehme ich einen tiefen melodischen Gonglaut. Den produzieren Männchen von «Gimchiki», der fünften Affenart, die in diesen Wäldern lebt: die Monameerkatze. Meine Primatenexpedition scheint ein Kinderspiel zu werden. Fehlt nur noch «Biri mai ganga», zu deutsch «der Affe mit der Trommel» ...

Nachmittags biegen wir vom breiten Weg ab. Mit der Machete hackt Salamu einen überwachsenen Seitenpfad frei. Aus dem Gebüsch ragen Mangobäume auf sowie einzelne Ölpalmen und ein Orangenbaum, an dem halbvertrocknete Früchte baumeln. Seltsam, daß Affen sie verschmähen. Hammaunde weiß, warum: Sobald sie hineinbeißen, spritzt ihnen scharfer Saft in die Augen. Weil Verzehr von Chilischoten ähnlich weh tut, rührt auch die kein Pavian an, weshalb allerorten Kräuter mit winzigen roten Schoten aufschießen. Hier stand einst das Dörfchen Kwano, aufgegeben vor zehn Jahren, als es nach Gründung des Nationalparks plötzlich im Schutzgebiet lag. Wir gelangen zum ehemaligen Dorfplatz. Der Boden ist noch immer hart und eingebacken, so daß kaum ein Pflänzchen sprießt. Hinten ragen Urwaldriesen auf. Malerisch zeichnen sie sich gegen einen enormen Felsgipfel am Horizont ab, dessen Form mit einiger Phantasie an den Kopf eines Pavians erinnert, weshalb er «Baboonhead» genannt wird. Hammaunde verlebte in dem Dorf seine Kindheit auf der kleinen Farm seiner Eltern. Daß seine Familie ins Tal nach Gashaka umgesiedelt ist, bedauert er nicht. Dort gibt es gutes Schwemmland und weniger Paviane, die Hühner totbeißen, Felder und Gärten plündern.

Unter Regenwaldbäumen schlängelt sich der Trampelpfad fünfzig Meter abwärts, ans Ufer eines Fließchens, das «Mayo Dim» heißt: «der Fluß, der lärmt». Über rundgewaschene Felsen sprudeln kühle Kaskaden. Hammaunde schleppt Trockenholz herbei und ordnet drei kopfgroße, keilförmige Wackersteine kreisförmig an. Dazwischen entfacht er mit Reisig ein Feuer, während ein Kessel kippelfrei auf den Kieseln aufsitzt. Salamu hilft, die moosige Uferbank von Fallholz und spitzen

Schößlingen zu befreien. Als bald steht mein Zelt: regendichte Folie über einem Innenzelt aus Gaze, darin Schaumstoffmatte und Schlafsack. Meine Begleiter richten sich weniger komfortabel ein. Sie spannen eine dunkelgrüne Plane zwischen Bäumen auf, in Erwartung künftigen Regens leicht geschrägt. Ich klettere das Flußbett hinunter. Hinter einem dicken Felsen als Sichtblende steige ich ins Wasser. Es reicht bis an die Oberschenkel; zum Untertauchen muß ich mich flach hinlegen. Die Strömung massiert und prickelt.

Zurück im Lager, bietet mir Hammaunde frisch aufgegossenen Tee an. In der Dämmerung beginnt es im Flußbett zu quaken. Es wächst sich als bald zu echtem Lärm aus. Hammaunde füllt einen Blechteller mit einem überbordenden Haufen Brei. Das aufgekochte Maismehl lacht mich nicht gerade an. Dazu gibt es Egussi, eine gelbe Soße aus zerstoßenen Kürbiskernen, rotem Palmöl und getrocknetem Fisch, der aus Haut und Gräten zu bestehen scheint. Die Mischung geht als genießbar durch, doch sind zukünftige Entzugserscheinungen unwahrscheinlich. Meine Kollegen indes sind happy, verputzen unglaubliche Mengen. Am Ende sitzen beide um den Topf und schlecken mit gekrümmtem Zeigefinger die Reste aus.

Ich ziehe mich zurück ins Zelt. Im Morgengrauen steht die erste Pirsch auf die Schimpansen an. Frösche können unglaublich laut sein. Da kein Einzelquaker aus dem Chor herausragt, ignoriert mein Gehirn die Kakophonie, die anmutet wie endloses Stimmen im Orchestergraben.

### *Biri mai ganga*

Nach zwei Tassen Zuckertee bin ich um sechs Uhr abmarschbereit. Frühmorgens ist es selbst für Europäer kühl. Salamu senkt seine Ohrenklappen ab. Mir wird wärmer, als ich ihm über Stock und Stein nachstiefele, durch trockene und wasserführende Bäche, um umgestürzte Bäume herum, durch Schluchten mit riesigen Quadern. Salamu stellt die Ohrenklappen wieder auf. Ich erkenne jetzt, wie seine Kopfbedeckung, samt Segelohren, einen Schimpansenkopf nachahmt. Salamu liest im Wald wie in einem offenen Buch. Hier hat die Schnauze eines Flußschweins für Unordnung gesorgt, dort krümelten Weißnasen beim Essen, jetzt tönt der Gonglaut der Monameerkatze, drüben hat ein Büf-

fel das Gras plattgelegen, auf dem Felsen trocknen Exkreme von Pavianen. Wir finden wenig Losung von Antilopen. In der Gegend wütete vor einiger Zeit die Rinderpest; sie wurde von Hirtenvieh eingeschleppt. Seitdem erholten sich weder die Bestände der Ducker noch die der Hirschantilope. Der Wald, unterbrochen von offener Savanne, gibt seine Geheimnisse nicht einfach preis. Wir sind nicht in der Serengeti unterwegs, mit dem zebra gestreiften Touristenbus zwischen Hyänenrudel und Gnuerde. Der Dschungel von Gashaka ist kein Präsentierteller. Hier will jede Begegnung mit wilden Tieren erarbeitet sein. Deshalb ist jede Sichtung, jeder Hörkontakt ein Ereignis, meist kurz, aber desto einprägsamer. Fehlt bislang nur das, was ich wirklich finden will ...

Der Heuhaufen, in dem wir Stecknadeln suchen, heißt mit vollem Namen Gashaka-Gumti-Nationalpark und ist Nigerias größtes Schutzgebiet, mit 6600 Quadratkilometern doppelt so groß wie das Saarland. Das Gebiet – Jagdreservat seit 1972 und seit 1992 einer von acht Nationalparks – liegt an der Grenze zu Kamerun. Der Park ist eines der bestgeschützten Geheimnisse Westafrikas. In seinen Trockensavannen tummeln sich Elands – die weltgrößten Antilopen –, Löwen, Elefanten und Wildhunde, in den Sümpfen und Gewässern Nilpferde, Krokodile, Otter. Wer über den Bergregenwald, bestückt mit Baumfarn und Orchideen, hinaufsteigt ins Grasland, gelangt zum nebelumgürteten Gangirwal, dem mit zweieinhalbtausend Metern höchsten Gipfel Nigerias.

Salamu legt den Finger auf die Lippen. Wir ducken uns ins Unterholz. Es ist soweit: Wir beschleichen «Biri mai ganga». Sein Spitzname – «der Affe mit der Trommel» – rührt von den Tönen her, die wir vernehmen: kurze, helle Stakkatos, manchmal zwei, manchmal drei. Die Schimpansen verraten sich, weil sie auf die Flügelwurzeln hoher Bäume hämmern. Dazu kurzes Gekreisch, dann kehrt Ruhe ein. Salamu schleicht vorwärts, in Richtung des Gebüschs, aus dem der Lärm kam. Doch werden meine hohen Erwartungen enttäuscht, als er Entwarnung gibt. Obwohl das Trommeln so nahe wie aus Nachbars Garten klang, sind die Menschenaffen schon wieder weg.

Wir hocken uns ins Laub. Vielleicht lassen sich die Menschenaffen ja nochmals zu einer Darbietung hinreißen. Eine Viertelstunde vergeht, eine halbe. Vor meinen Augen schwirrt eine Wolke winziger schwarzer Insekten, die nicht beißen, aber das Salz an meinen Augenrändern lie-

ben. Davon habe ich den Schweißbienen genug zu bieten, und deshalb werden es mehr und mehr, denen ich als lebende Salzleckende diene. Während ich, mit Blattbüscheln wedelnd, die Ausbeutung meiner Körperflüssigkeit zu unterbinden versuche, bewegt es sich in den Büschen vor uns. Ich schaue angestrengt, mache auf einmal einen schwarzen Körper aus, daneben, getrennt durch einen Streifen Vegetation, noch einen, ein bißchen weiter einen dritten. Gleich drei Schimpansen, welch ein Glück! Und so nah. Nur zwanzig Meter trennen uns. Die Sicht ist nicht sehr gut, aber dafür kommen die Tiere langsam näher. Mit einem Male verschmelzen zwei der Körper zu einem, und auch die Eigenständigkeit des dritten verliert sich beim Näherkommen. Statt drei Schimpansen habe ich plötzlich ein Schwein vor mir – aber nicht irgendeines, sondern ein Superlativ seiner Art. Ich stehe Auge in Auge mit *Hylochoerus meinertzhageni*, dem treffend genannten «Riesenwaldschwein», das die Ausmaße gleich mehrerer europäischer Wildschweine hat. Jetzt blitzen die weißen Hauer, und kleine Augen fixieren mich. Weil die von Natur aus schlecht sehen können, kommt das Schwein weiterhin näher. Sosehr ich meine Unruhe zu unterdrücken suche, übermannt mich plötzlich Panik. Ich renne einfach weg. Das Schwein stürmt daraufhin schnaubend und grunzend in die entgegengesetzte Richtung. Salamu schlägt sich vor Lachen auf die Schenkel.

Meine kurze Flucht endet auf dem Kamm des steilen Hügels. Dort hängen in ansonsten grünen Kronen Bündel braunen Laubs. Salamu deutet nach oben. Wir haben Nester vor uns: alte Schlafstätten der gesuchten Schimpansen. Wie alle Großen Menschenaffen konstruieren sie im Geäst ein stabiles Nachtquartier. Vier von ihnen müssen hier genächtigt haben. Hierzu lassen sich eine Menge interessanter Fragen stellen. Beispielsweise, ob Schimpansen Schlafplätze nach bestimmten Kriterien auswählen. Wenn ja, sind die betreffenden Bäume für Leoparden schwerer zu erklettern? Oder gewähren solche Ruheplätze lediglich die beste Aussicht, hinüber zu Nachbarn und Fruchtbäumen? Oder haben bevorzugte Kronen elastischere Äste, die sich zu komfortablen Matratzen biegen lassen? Wie genau wurden Äste und Blätter verwoben? Vielleicht gibt es sogar ortstypische Architekturen?

Die Schimpansen scheinen das Stück Wald zu schätzen. Nur wenig weiter stoßen wir auf fünf frische Quartiere, bestenfalls ein, zwei Tage alt. Eine der Schlafstätten ist niedrig, nur drei Meter hoch. Salamu hilft

vom Boden aus nach, damit ich den Baum erklettern kann. Der schwankt, doch trägt er spielend mein Gewicht. Ich hieve mich ins Nest. Laub und Äste sind zu einer bequemen Unterlage zusammengebogen. Es wäre schon gewöhnungsbedürftig, in einer solchen Kuhle zu nächtigen, doch weich ist sie allemal. In den Nestern finden sich Haare – eine Goldgrube für Genetiker. Vor einigen Jahren sammelten amerikanische Molekularbiologen in Nigeria einschließlich der Wälder um Gashaka sowie im benachbarten Kamerun Haare aus verlassenen Schlafnestern und extrahierten DNS daraus. Überraschenderweise unterschieden sich die Schimpansen dieser Region deutlich von anderen Formen. Der Gattungsname der Schimpansen ist – durchaus zutreffend – von einem menschenähnlichen Wesen der griechischen Antike abgeleitet, dem unberechenbaren und schelmischen *Pan*. Der Artname *trogloodytes* geht auf die (falsche) Annahme zurück, daß die Menschenaffen in Höhlen leben. Durch Hinzufügen eines dritten Namensteiles wurde die Art *Pan troglodytes* in drei Unterarten eingeteilt: eine ostafrikanische (*Pan troglodytes schweinfurthii*), eine zentralafrikanische (*Pan troglodytes troglodytes*) sowie eine westafrikanische (*Pan troglodytes verus*). Die Genanalyse belegte eine eigene Stellung der Schimpansen in Nigeria und Kamerun. Sie werden als *Pan troglodytes vellerosus* bezeichnet, prosaisch übersetzt: «schönhaariger höhlenbewohnender Pan». Die Verbreitung von *P. t. vellerosus* ist beschränkt auf die Region zwischen zwei Flußsystemen. In Kamerun markiert der Sanaga die Grenze; am Südufer lebt *P. t. troglodytes*. In Nigeria wird die Grenze vom Benue markiert, der in den breiteren Niger mündet; westlich dieser Flüsse lebt *P. t. verus*.

Wir stromern weiter durchs Gehölz, begegnen aber lediglich einer weiteren Horde von Pavianen. Als wir auf dem Hosenboden eine Böschung hinunterrutschen, fallen erste Tropfen, die sich im Nu zu einem Wolkenbruch auswachsen, begleitet von wilden Böen. Ich bin bereits pitschnaß, bevor ich den Regenschutz aus dem Rucksack gekramt habe. Sei's drum. Es ist warm, und bald reißt der Himmel wieder auf. Bevor wir das Camp erreichen, sind die Klamotten zumindest halb trocken. Hammaunde bemitleidet uns, weil wir so durchnäßt wurden. Ob wir wenigstens die Schimpansen gesehen haben? Zwei seien nämlich durchs Lager spaziert, um drüben in der Vegetation zu schmausen. Das klingt zu schön, um wahr zu sein. Doch Salamu bestätigt Hammaundes Beobachtung, als er die Ingwerstengel untersucht, aus denen nach untrüg-

licher Schimpansenart das Mark entfernt ist. Jedenfalls scheint es hier wirklich Menschenaffen zu geben, sinniere ich, als ich mich anschieke, im Fluß zu baden. Meinen Sichtblendfelsen zu erreichen ist heute nicht einfach. Unter den schattigen Kronen sind die Steine noch nicht abgetrocknet – und glitschig wie Schmierseife. Es ist unmöglich, sie als Trittsstiegen zu nutzen. So wate ich durchs Wasser bis zu meinem Badeplatz. Auf meiner nackten Haut landen Schmetterlinge und wippen mit den Flügeln. Dort, wo an meinem Schienbein Haare wachsen, zieht es plötzlich; ich entdecke kleine Fische, die an ihnen ziehen. Ein Weilchen später tut es richtig weh, wie ein halbherziger Bienenstich. Ich mache einen winzigen Skorpion aus, gerade mal einen Zentimeter groß, der offenbar im Wasser lebt.

Nachdem Mühen und Gefahren des Tages überstanden sind, krame ich einen Flachmann aus dem Gepäck. Ich frage die anderen, ob sie Whiskey mögen. Hammaunde schaut verlegen zur Seite. Salamu nickt eifrig und bringt eine Riesentasse. Was ich ihm anbieten kann, bedeckt gerade den Grund. Salamu kippt das kostbare Naß augenblicklich hinter die Binde, während ich den Genuß in die Länge ziehe, sorgsame Mundspülungen eingeschlossen. Salamu ist ein Sünder, während Hammaunde als praktizierender Muslim das Alkoholverbot einhält. Als ich auf dem vormaligen Dorfplatz meine sonnengetrocknete Kleidung vom Gebüsch ablese, bemerke ich einen Sandkasten mit einer nach Norden zeigenden Ausbuchtung, der mit armdicken Ästen umgrenzt ist. Hammaunde verschwindet mehrmals täglich für kurze Zeit, um auf diesem eigens in stand gesetzten Grund seine fünf Gebete gen Mekka zu verrichten.

Zum Dinner wird wieder Maispampe gereicht, diesmal mit Soße aus Tomatenmark, und mein Dschungeltrip mausert sich zur Abmagerungskur. Die Nacht unten am Fluß ist angenehm kühl; rechtschaffen müde, drifte ich trotz Froschkonzert in halbwegs angenehmen Schlummer ab. Dieser endet, als ein seltsames «Plop-plop» an meine Ohren dringt. Ich weiß nicht, was los ist, aber irgend etwas fällt aufs Zeltdach. Ich setze die Kopflampe auf, um nachzusehen. Kaum habe ich den Reißverschluß ein wenig aufgemacht, entdecke ich Salamu, der auf einem Felsen in der Flußmitte hockt und mit seiner Taschenlampe wedelt. Wegen Wasserrauschen und Froschkonzert verstehe ich nicht, was er ruft, entnehme seinen Gesten aber, daß ich im Zelt bleiben soll. Ich

ziehe den Verschuß wieder hoch. Das Plop-plop hält eine Weile an, um schließlich abzuebben. Doch gesellt sich zu den Geräuschen ein anderer Sinneseindruck: der, vielfach gepiesackt zu werden. Unter der Lampe identifiziere ich mehrere Körperstellen, in die Ameisen unterschiedlichster Größe entschlossen ihre Mandibeln versenken. Ich wundere mich, woher sie kommen, kann sie jedoch nicht loswerden. Im Stehen ginge das sicher besser, doch im Zelt kann ich mich nicht richtig drehen und wenden. Als ich endlich die Schuhe anhabe und entschlossen nach draußen trete, ziehe ich das T-Shirt aus, weil es in der Achselhöhle beißt. Das ist ein Fehler. Die Schmerzen multiplizieren sich. Ich muß wohl in einem Ameisenhaufen stehen und stolpere Richtung Fußpfad. Die Bisse wachsen sich zu einem kleinen Inferno aus; Salamu rennt mir voraus in Richtung des Platzes vorm Wald. Nun renne ich ebenfalls, unter Weh und Ach, bis ich dem Unterholz entkomme und unter sternenklaarem Himmel Hammaunde ausmache, der seit längerem auf dem Plateau ein Feuer entzündet hat. Salamu ist bereits beim Striptease und ruft: «Ameisen, Ameisen». Als ob ich das nicht selbst wüßte. Die nächste halbe Stunde rupfe auch ich mir die Insekten aus der Haut.

Was passiert ist, lerne ich im nachhinein. Unser Lager war in das Schleppnetz von Treiberameisen geraten. Die verlassen zu Aberzehntausenden ihren Bau, verteilen sich in breiter Front über den Boden und morden Kleintier, das nicht entkommen kann: Schnecken, Raupen, Käfer, Würmer und Termiten ebenso wie andere Ameisen. Alles wird zerstückelt und ins traute Heim geschleppt. Das Plop-plop auf dem Zeltdach rührte von Heuschrecken her, die wild herumspringend zu entkommen suchten. Ein Teil des allesfressenden Teppichs überzog mein Zelt und fiel beim Öffnen des Reißverschlusses ins Innere. So nahm das Unheil seinen Lauf. Wie ich später verstand, hatte Salamu seine Rettungsinsel in der Flußmitte nur verlassen, um mir Beistand zu leisten. Ein netter Zug, während Hammaunde bereits vorsorglich die laubfreie Zone aufgesucht hatte. Die nächsten zwei, drei Stunden hocke ich mich mit ans Feuer. Erst dann, meine Schritte sorgfältig ausleuchtend, wage ich mich zurück zum Zelt. Auf dem Waldboden regt sich gar nichts – Totenstille, sozusagen. Die Ameisen haben gründlichen Kehraus betrieben und sich aus dem leergeputzten Jagdgrund zurückgezogen.

Am Morgen bin ich wie gerädert, als es erneut auf die Schimpansenpirsch geht. Der einst gefürchtete Wildbeuter Salamu spürt ihnen noch immer so nach, als wolle er sie jagen: Flinte schultern, sich mit Messer und Machete durchs Unterholz hacken, ansonsten aber leise, leise auftreten. Salamu hat ungezählte Jahre Walderfahrung, doch über das Verhalten von Schimpansen weiß ich auch etwas. Deshalb schlage ich vor, heute weniger heimlich zu tun. Zu Recht nämlich werden Menschenaffen mißtrauisch, sobald sie beschlichen werden, denn das deutet auf keine guten Absichten hin. Heute beginnt der Tag verheißungsvoll. Bereits vom Lagerplatz sind ferne Rufe vernehmbar. Ein Stündchen geht es wieder über eine Achterbahn von Steilabfällen, Bachläufen und Unterholz, während wir versuchen, der lärmigen Gruppe näher zu kommen. Die wandert vor uns her, doch einzuholen ist sie nicht.

Wir lassen uns auf einem Aussichtspunkt nieder, von dem aus wir einen mächtigen Baum einsehen können. In seiner Krone schlagen sich Bakinbiri und Gimchiki, zwei Gruppen von Meerkatzen, die Bäuche voll. Wir hören, wie angebissene Früchte und ausgespuckte Samen auf die Erde plumpsen. Mit einem Mal sind Alarmlaute zu hören. Von den Weißnasen kommt ein einzelnes scharfes «Pjiauu», dann folgt der wohl-tönende Gongton der Monameerkatze. Augenblicklich fliehen alle Affen auf dünnere Zweige benachbarter Kronen. Sekunden später erscheinen die Schimpansen. Mir klopft das Herz. Salamu kann ein instinktives Ducken nicht unterdrücken, als er fünf, sechs schwarze Punkte im Fruchtbaum ausmacht. Wir sind annähernd fünfzig Meter entfernt. Die Menschenaffen haben uns sogleich entdeckt. Das Sichtfeld meines Fernglases ist beinahe vollständig mit einem schwarzen Gesicht ausgefüllt. Eine Schimpansin mustert uns – ein wenig genervt vielleicht, doch ohne übertriebene Furcht. Salamu ist verwundert, daß die Schimpansen nicht fliehen. Mehr Früchte platschen auf die Erde. Im Geäst unternimmt ein Schimpansenkind stets neue und stets längere Exkursionen weg von der Mutter. Ein Felsbrocken rollt durchs Gebüsch. Ein Männchen will uns einschüchtern, rüttelt an Ästen. Näher kommen will der Zornige allerdings nicht. Die Gashaka-Schimpansen sind größer, als ich sie mir vorgestellt hatte, und mit deutlichen Muskelpaketen unter metallisch schwarzen Haaren herrlich schön.

Was könnte ich hier über die Menschenaffen lernen und von ihnen? Verständigen sie sich anders als ihre Bevölkerungen in Tansania oder an

der Elfenbeinküste? Das ist keineswegs eine müßige Frage, denn bei Schimpansenrufen lassen sich Dialekte unterscheiden. Wie ist ihre Technologie entwickelt? Benutzen sie Hämmer, um Nüsse, und Grabstöcke, um Termitenbauten aufzubrechen? Verwenden sie Blatterschwämme zur Körperhygiene und dafür zugerichtete Zweige, um Ameisen aus ihren Bauten zu angeln? Würden sie mir erlauben, sie auf der Jagd zu begleiten, vorausgesetzt, sie stellen wie andernorts Affen oder Schweinen nach? Aber selbst wenn die Gashaka-Schimpansen keines dieser Kabinettstückchen zeigen, müssen sie keine Simpel sein. Denn dumm ist nur, wer sich unnötige Arbeit macht, und vielleicht ist der Gashaka-Wald ja ein Schlaraffenland, in dem emsiger Werkzeuggebrauch und blutige Jagd überflüssig sind.

Derlei Fragen mögen als unzulässige Vermenschlichung tierlichen Verhaltens belächelt werden. Mir hingegen scheint es nicht nur vernünftig, sondern geradezu geboten, Geschöpfen menschenähnliche Empfindungen zuzuschreiben, mit denen wir bis zu 99 Prozent unserer Erbinformation teilen. Wegen solcher Übereinstimmung können wir durch Forschung an wilden Menschenaffen nicht nur mehr über Schimpansen erfahren, sondern auch über unsere eigene Herkunft. Unsere Selbsterkenntnis wurde ungemein erweitert, als Charles Darwin 1871 behauptete, Menschen würden von affenähnlichen Vorfahren abstammen. Viele Zeitgenossen fühlten – und fühlen sich noch heute – hierdurch in ihrer Würde verletzt, sehen sie Affen doch als Karikaturen an, als unvollkommene Entwürfe für die Krone der Schöpfung. Vor allem sogenannte «Geistes»-Wissenschaftler postulieren gerne eine unüberbrückbare Kluft zwischen «dem Tier» und «dem Menschen». Dabei ist es faszinierend, sich dem Evolutionsgedanken radikal zu öffnen, sich als lediglich eine besondere Art von Tier zu begreifen. Für mich ist es nicht erniedrigend, sondern erhebend, mit allen anderen Lebensformen durch einen uralten Strom von Generationen verbunden zu sein. Ich zähle zu jenen Biologen, die den Menschen im Tier ebenso eifrig suchen – also Tiere «anthropomorphisieren» –, wie sie das Tier im Menschen suchen – also Menschen «zoomorphisieren». Das scheint mir der verheißungsvollste Weg zu sein, Gemeinsamkeiten auf die Spur zu kommen – und auch Unterschieden.

Als die englische Primatologin Jane Goodall vor beinahe einem halben Jahrhundert ihre Pionierstudie an wilden Schimpansen in Tansania

Originaldokument  
© Verlag C.H. Beck

begann, wurde ihr vorgeworfen, nicht «objektiv» zu sein. Statt Nummern gab sie ihren Studien-«Objekten» Namen – David Greybeard beispielsweise oder Hugo. Das ist durchaus nicht unangemessen für Wesen, die Werkzeuge herstellen, Kriege mit Nachbarn führen, sich in Menschenobhut durch Handzeichen oder über Computertastaturen verständigen. Den Graben zwischen «uns» und «ihnen» schüttet aber nicht nur die Verhaltensforschung, sondern speziell die moderne Genetik zu. Aus Haaren, Darmzellen, Blut und Knochen wurden vielfache molekularbiologische Marker gewonnen. Was sich daraus an Einsichten zusammenbraut, radikalisiert das Weltbild über unsere Stellung in der Natur in einer Art und Weise, die wohl selbst Charles Darwin erschreckt hätte. Vergleiche von Proteinen, Chromosomen und Genen belegen, daß sich von der gemeinsamen Urform zunächst die Orang-Utans absplatteten – vor zwölf bis dreizehn Millionen Jahren –, bevor Gorillas vor sieben bis acht Millionen Jahren einen Eigenweg einschlugen. Menschen und Schimpansen blieben hingegen ununterscheidbar, bis sich ihre Stammform vor fünf bis sechs Millionen Jahren aufspaltete. Die Schimpansen teilten sich vor zwei Millionen Jahren nochmals in die Formenkreise Schimpanse (*Pan troglodytes*) und Bonobo (*Pan paniscus*). Somit stehen Menschen und Schimpansen einander näher als die Schimpansen den Gorillas.

Um zu entdecken, worin Menschen und andere Primaten einander ähneln und worin sie sich unterscheiden, eignen sich Studien im Freiland besonders gut. So können wir verstehen, unter welchen natürlichen Bedingungen sich bestimmte Merkmale in Verhalten und Körperbau ausgebildet haben. Allerdings bleibt nicht mehr viel Zeit. Noch vor fünfzig Jahren lebten Millionen Schimpansen in fünfundzwanzig Ländern Afrikas. Heute sind sie in zehn Ländern ganz oder nahezu ausgerottet. Um den Rest steht es nicht viel besser. Ihr trauriges Schicksal teilen zahlreiche Primatenarten – besonders die Menschenaffen. Ihre Biotope schrumpfen täglich, durch Holzeinschlag und Straßenbau, Feuer, Vieheintrieb, Suche nach Bodenschätzen, durch das Anlegen von Plantagen und Feldern, durch Seuchen, Kriege und Flüchtlingsströme. Auch und gerade die Konsumbedürfnisse unserer reichen Länder wirken zerstörerisch. Die Stäbchen im schicken Sushi-Restaurant kommen von Bäumen, auf denen Orang-Utans kletterten; das organische Insektizid zum Entlausen der multikulturellen Schulklasse wird angebaut, wo

vormals Berggorillas wanderten; für den Brillantohrstecker müssen Bonobos im Kongo-Becken weichen; der Brennstoff für unsere Heizungen wird aus den Schimpansenwäldern am Nigerfluß abgepumpt. Eine akute Gefahr geht vom Handel mit «Buschfleisch» aus, nach dem es wohlhabenden Afrikanern gelüftet. Sämtliche Säugetierarten werden dafür gnadenlos abgeschlachtet. Auf Märkten und Straßenkreuzungen in Nigeria werden gewöhnlich nur noch Rohrratten und Fledermäuse feilgeboten – untrügliches Indiz dafür, daß der bevölkerungsreichste Staat des Kontinents bereits weitgehend leer ist von größeren Wildtieren.

Milliarden werden ausgegeben, um auf dem Mars ein Fünkchen Leben zu finden. Weitere Unsummen würden bereitgestellt, fänden sich auf einem anderen Planeten intelligente Wesen, die ähnlich wie wir Freude und Leid empfinden, in hochkomplexen Gesellschaften lebten, mit uns über Zeichensprachen kommunizieren könnten und deren Erbgut nahezu identisch wäre. Dabei sind solche Wesen längst auf der Mutter Erde beheimatet. Und doch sehen wir praktisch tatenlos zu, wie diese unsere nächsten Gegenüber mehr und mehr verschwinden. Die öffentliche Aufmerksamkeit richtet sich auf unsere genetische Zukunft, während unsere evolutionäre Herkunft sang- und klanglos ausradiert wird. Nicht nur für die Wissenschaft, sondern für den Erhalt der biologischen Vielfalt sind Landschaften wie die um Gashaka so wertvoll, eben weil die globale Situation angespannt und oft hoffnungslos ist. Hier, im Herzen des Nationalparks, scheinen Primaten eine echte Chance zu haben – nicht zuletzt, da Muslime Affenfleisch verschmähen. Wenn ich Salamu bitte, zum Schein mit seiner Flinte auf Affen zu zielen, dann schauen die lediglich verdutzt drein, während sie normalerweise Hals über Kopf fliehen würden. Die Gashaka-Affen kennen offenbar keine Gewehre. Doch muß man kein Hellseher sein, um vorherzusagen, daß auch diese paradisische Primateninsel unter zunehmenden Druck geraten wird: von Rinderhirten, die mit immer größeren Herden nach Weidegründen suchen; von Wilderern, die bereits geplünderte Wälder hinter sich lassen und den Nationalpark angreifen; von landhungrigen Siedlern, die illegal Hütten errichten und brandroden.

Im Gezweig schaukelt das Schimpansenkind einer ungewissen Zukunft entgegen. Ich bin mir des Privilegs bewußt, solchen wunderbaren Szenen beiwohnen zu dürfen. Das Grüppchen entschließt sich schließ-

lich weiterzuwandern. Drei, vier Augenpaare streifen uns mit mildem Mißtrauen, bevor die Schimpansen über den Hauptstamm absteigen, zwischen Felsbrocken hinunter ins Bachbett klettern, eine Weile im Gänsemarsch am Ufer entlangtraben, schließlich wie Geister ins Unterholz verschwinden. Die Schimpansen wollen uns nicht abhängen, aber wir brauchen zehn Minuten für die Strecke. Selbst wenn es uns gelingen sollte, die Menschenaffen an Beobachter nahebei zu gewöhnen, das unwegsame Terrain wird für uns Zweibeiner stets eine Herausforderung bleiben.

Auf dem Rückweg ins Lager macht sich in mir eine Mischung aus Befriedigung und Glücksgefühl breit. Hammaunde rührt in einer dicken Suppe. Ob wir die Schimpansen gesehen haben, will er wissen. Diesmal kann ich richtig aufschneiden. Ich fühle mich wie frühe Forschungsreisende nach einem «first contact» – so, als wären wir zum ersten Mal einem sagenumwitterten Volksstamm begegnet.

Hammaundes dicke Suppe ist eine Bouillabaisse. Er hat den Tag genutzt, um einen Abstecher zum Oberlauf der Gamgam zu machen und mit dem Speer einen fetten Wels zu erlegen. Das ist legal. Wie andere Bewohner von Gashaka hat Hammaunde eine Lizenz zum Fischen. Gewürzt mit Salz und zerriebenem Chili aus den verwilderten Gärten, schmeckt die Suppe exquisit, und weil die Gräten groß wie Hühnerknochen sind, geraten sie nicht versehentlich in die Kehle. Das Fleisch ist weiß und zerfällt auf dem Löffel. Nachdem mich die Armee der Ameisen letzte Nacht in die Flucht schlug, verankere ich mein Zelt auf dem aufgegebenen Dorfplatz. Hier scheint eine Attacke unwahrscheinlich, da Laub fehlt und damit Beute. Salamu und Hammaunde bringen Asche von der Feuerstelle, die sie wie eine fingerdicke Schnur im Kreis um das Zelt herum aufschütten. Laut Salamu können Ameisen den winzigen Wall nicht durchdringen, weil sie im feinen Staub steckenbleiben. Der Aschering entfaltet eine beruhigende Wirkung, und entsprechend friedvoll verläuft die Nacht.

Schrecken ereilt mich diesmal nach dem Erwachen. Ich inspiziere meinen Verteidigungswall, der mehrfach durchbrochen ist, allerdings nicht von Insekten. Asche ist in Abdrücken über den Boden verteilt. Ich alarmiere Salamu, der seine morgenklammen Hände am Feuer wärmt. Er inspiziert die Verhältnisse mit beunruhigender Genauigkeit, blickt mir geradewegs ins Auge und verkündet sein Urteil: «lion». Mir rutscht

das Herz in die Hose. Aber genau so sehen die Ascheflecke aus: wie Löwenpranken. Hammaunde, inzwischen ebenfalls aufgetaucht, entwickelt verständliche Aufregung. In Hausa führen meine beiden Begleiter ein Palaver, das sie für mich folgendermaßen zusammenfassen: Löwen leben im flachen Savannensektor des Parks, hundert Kilometer nördlich. Vereinzelt schleichen sich Großkatzen ins Hochland und fallen in Rinderherden ein. Die Hirten töten sie daraufhin durch Giftköder. Ganz selten verirrt sich ein Raubtier bis in unser Waldgebiet, weil Beute hier rar ist. Vor zehn Jahren kam das vor, und erneut vor vier Jahren. Damals begegnete Salamu einem Löwen auf einem Fußpfad. Bevor er zur Flinte greifen konnte, wich der seelenruhig ins Gebüsch aus. Menschen, ergänzt Salamu auf Nachfrage, wären hier noch nie von Löwen gefressen worden. Das ist beruhigend, jedenfalls im Prinzip. Daß Maisbrei und Palmöl aufgebraucht sind, erscheint mir aber doch wie ein halbgöttlicher Fingerzeig. Wir hätten mithin unsere Siebensachen sowieso gepackt und den Rückmarsch ins Dorf angetreten.